

Zur Sprache der deutschen Übersetzungen der Freiburger Handfeste*

Walter Haas

1. Einleitung

Seit dem 13. Jahrhundert entstehen deutschsprachige Rechtsaufzeichnungen, deren Anzahl sich dann schnell vermehrt. Lateinische Rechtsbücher sind zwar in der Regel etwas älter als die volkssprachlichen, doch ist der zeitliche Abstand zwischen dem Auftauchen der ersten lateinischen und der ersten volkssprachlichen Rechtsaufzeichnungen so gering, dass die Rechtshistoriker den wesentlichen Vorgang nicht im Übergang vom Lateinischen zum Deutschen sehen, sondern im Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit im Rechtswesen.¹

Bezogen auf die Gesamtentwicklung des volkssprachlichen Schrifttums in Westeuropa bedeutet dies, dass Rechtsbücher verhältnismässig spät auftreten; ihre Verfasser konnten somit für Orthographie, Grammatik und allgemeinen Wortschatz auf eine bereits lange literarische Tradition zurückgreifen.² Aber auch was den spezifisch rechtlichen Wortschatz anbetrifft, waren die volkssprachlichen Schreiber nicht zu besonderer Kreativität gezwungen, da sie sich hier auf die mündliche Rechtssprachtradition stützen konnten. Aus diesem Grunde dürfte zumindest ein Teil des Rechtswortschatzes stärker regional geprägt sein, da mündliche Sprache immer einen kleinräumigeren Geltungsbereich aufweist.³

Anders als heutige Gesetzbücher waren die mittelalterlichen nicht Voraussetzung sondern Beschreibung der Rechtsprechung und haben somit eine literarische Komponente. Von den Rechtsbüchern muss man die rechtsverbindlichen Akte unterscheiden, besonders Urkunden und Urbare.

* Die Zitate aus der Handfeste und die Artikelnummerierung folgen der neuen Edition von Pascal Ladner; ihm und Ernst Tresp danke ich für die Überlassung der Fahnenabzüge. Staatsarchivar Hubert Foerster hat den Text freundlicherweise einer kritischen Vorlektüre unterzogen. Verbleibende Fehler gehen auf mein Konto.

¹ Mihm, Schriftlichkeit, S. 13 (mit weiterführender Literatur).

² So lässt sich etwa für Zürich zeigen, dass die örtliche Urkundensprache und die Sprache der in Zürich entstandenen Manessischen Liederhandschrift eng zusammengehören – wenn man vom je spezifischen Wortschatz absieht, s. B. Boesch, Urkundensprache, S. 33. J. Boesch, Aufkommen, zählt S. 118 die "weite Verbreitung und Ausbildung des Deutschen als Literatursprache" zu den Voraussetzungen für eine deutsche Urkundensprache und weist S. 106ff. darauf hin, dass der als Minnesänger bekannte Walther III. von Altenklingen auffällig häufig deutsche Urkunden erlassen hat.

³ Allerdings ist hier, wie Garovi, Rechtssprachlandschaften, zeigt, zu differenzieren. Eng regional ist die Terminologie der bäuerlichen Korporationsrechte. Auch für allgemeinere und weiträumige Rechtsausdrücke lässt sich die ursprünglich regionale Geltung nachweisen; zu den rechtssprachlich 'aktiven' Landschaften gehörte in spätmittelhochdeutscher Zeit auch der alemannische Südwesten, dem das Deutsche etwa den Ausdruck *Steuer* zu verdanken scheint (Garovi S. 109ff.). Ein Teil des Rechtswortschatzes geht dagegen auf provincialrömische Zeit zurück und übergreift damit oft sogar die grossen Sprachräume; zu diesen 'Europäismen' gehört die in der Handfeste (76) verwendete und so mundartlich anmutende Massbezeichnung *ymú* 'Immi' (< lat. *hemina*, Garovi S. 164f.).

Urkunden sind als Gattung viel älter als die Rechtsbücher, doch hatte die Volkssprache mehr Mühe, sich auf diesem Gebiet durchzusetzen, nicht aus sprachlichen Gründen, sondern aus Gründen der Rechtssicherheit.⁴ Hier ist der wesentliche Vorgang nun tatsächlich der Übergang zur Volkssprache, nicht die Verschriftlichung an sich. Das Gebiet der heutigen deutschen Schweiz gehörte zu den Pionieren der deutschen Urkundensprache im Reich⁵, während die frankoprovenzalischen Nachbarn in Savoyen die romanisch-volkssprachliche Urkunde länger ablehnten als Frankreich. Nur Freiburg und Neuenburg machten hier eine Ausnahme, ziemlich sicher aufgrund des 'eidgenössischen' Vorbilds.⁶

Die Freiburger Handfeste ist in erster Linie Urkunde.⁷ Schon deshalb und nicht bloss aus zeitlichen Gründen versteht es sich von selbst, dass das (verlorene) Original des 12. Jh. und auch die (erhaltene) kyburgische Bestätigung von 1249 lateinisch erlassen wurden.⁸ Aber die Handfeste ist ihrem Inhalt nach auch Rechtsbuch und wurde als solches in spätern städtischen Rechtsaufzeichnungen immer wieder abgeschrieben.⁹ Die volkssprachlichen Übersetzungen des Textes stammen erst aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts und somit aus einer Zeit, in der sich in Freiburg das Französische als Amts- und Rechtssprache neben dem Lateinischen etabliert hatte.¹⁰ Beide volkssprachlichen Versionen sind grundsätzlich nicht originäre

⁴ Vgl. Karte 1 bei Gleissner/Frings, Urkundensprache; B. Boesch, Urkundensprache, S. 24; für den romanischen Bereich: Marguerat, *Pratiques juridiques*, S. 154.

⁵ Z.B. v. Polenz, *Sprachgeschichte* 1, S. 123. Über die vermutlichen Gründe des frühen und intensiven Aufkommens der deutschen Urkundensprache gerade im äussersten Südwesten vgl. J. Boesch, *Aufkommen*, zusammenfassend S. 114ff.

⁶ Marguerat, *Pratiques juridiques*, S. 159f. Vereinzelt französische Urkunden sind allerdings im Jura, in Genf und in der Waadt schon vor der ersten Freiburger Urkunde erhalten, vgl. Pierre Knecht, *Französischsprachige Schweiz*, S. 148. Seit 1360 nimmt der Gebrauch der französisch-frankoprovenzalischen Schreibsprache (*Scripta*) im amtlichen und juristischen Schreibbrauch Freiburgs ständig zu. Seit 1424 war den Notaren für ihre Urkunden der Gebrauch des Französischen und des Deutschen neben dem Lateinischen offiziell erlaubt (*Recueil diplomatique* 7,134), 1492 wurde das Lateinische für rechtsverbindliche Aktenstücke ausdrücklich verboten, zugelassen waren nur noch die beiden Volkssprachen (*AEFR Ratsmanual* 10, f. 98v). Diese Freiburger Regelung, die einen lange eingeführten Brauch zur Norm erklärt, geht der berühmten *Ordonnance de Villers-Cotterêts* (1539) Franz' I um fast ein halbes Jahrhundert voraus. Im savoyischen Westen konnte die Volkssprache das Latein erst 1536 unter bernischem Diktat aus dem Notariatsbereich verdrängen, immerhin noch stets drei Jahre vor Villers-Cotterêts.

⁷ "Die Freiburger Handfeste ist ein Mittelding zwischen Urkunde und Handschrift. Ingress, Datierung, Besiegelung und textlicher Aufbau entsprechen den Urkunden." Heinemeyer, *Handfeste*, S. 154.

⁸ Die deutsche Urkundensprache kommt in der Schweiz ab 1250 intensiver in Gebrauch, und zwar zuerst im Umkreis von Zürich und Konstanz, s. J. Boesch, *Aufkommen*, S. 105. Die Bestätigung der Handfeste von 1249 entstand nach Heinemeyer, *Handfeste*, S. 163 als Empfängerherstellung in Freiburg selber. Das Lateinische ist somit für die Textgattung, die Zeit, den Entstehungsort und die gemischtsprachige Empfängerschaft zu erwarten, man braucht dafür nicht zusätzlich auf die Ablehnung des Deutschen durch die kiburgische Kanzlei zurückzugreifen, vgl. J. Boesch, *Aufkommen*, S. 102.

⁹ Rück, *Staatsarchiv*, S. 255.

¹⁰ Die Wahl des Französischen als Amtssprache beruhte nicht bloss auf dem statistischen Übergewicht des romanischen Bevölkerungsanteils, der für die Zeit um 1400 auf 60% geschätzt wird, sondern insbesondere auf der Tatsache, dass die politisch führenden Kreise mehrheitlich romanischer Herkunft waren; Portmann, *Bürgerschaft*, S. 193.

Rechtsakte, sondern eben Rechtsbücher und können vielleicht, wie dies Marie-Claire Gérard in ihrem Beitrag zu diesem Band vorschlägt, im grösseren Zusammenhang der 'Übersetzungswelle' des 15. Jahrhunderts gesehen werden. Sie hatten zweifellos die Funktion, den in die regierende Schicht aufsteigenden Handwerkern und Kaufleuten Kenntnisse des geltenden Rechts zu vermitteln, da der Kleine Rat zugleich als Gericht amte.

Dabei fallen allerdings sogleich die markanten äusserlichen Unterschiede der Handschriften in den beiden Volkssprachen auf. Die französischen Fassungen sind durchwegs in bescheidenen Papierhandschriften überliefert, der deutsche Text dagegen in zwei aufwendigen Pergamentkodices. Die auf 1410 datierte Sammelhandschrift des Färbers, Tuchhändlers und Ratsherrn Henslin Verber ist inhaltlich ein Handbuch für den leitenden Staatsmann, äusserlich ein Kunstwerk, das den Auftraggeber ein Vermögen gekostet haben muss; als von einem Geistlichen geschriebene, illuminierte Pergamenthandschrift steht der Kodex noch ganz in mittelalterlichen Traditionen, in die sich der sozial aufgestiegene bürgerliche Auftraggeber offensichtlich einreihen will.¹¹ Die wenig jüngere zweite deutsche Handschrift kann zwar mit Verbers Prunkstück nicht konkurrieren, aber auch sie ist sorgfältig auf Pergament geschrieben und in purpurgefärbtes Pergament gebunden.¹² Man könnte sich damit begnügen, aus dem äusserlichen Unterschied zwischen den deutschen und den französischen Handschriften Schlüsse auf unterschiedlichen Reichtum der Auftraggeber zu ziehen. Vielleicht aber verrät sich darin auch ein unterschiedlicher Stellenwert, den die volkssprachliche Fassung des Grundgesetzes im rechtlichen 'Weltbild' und für die politische Praxis der jeweiligen Auftraggeber besass. Die französischen Handschriften machen den Eindruck eines Behelfs zum Verständnis des Originals, dessen Autorität sie nicht durch unstandesgemässen Putz unterlaufen wollen; nur schon durch ihren Schreibstoff gliedern sie sich ins 'moderne' verwaltungstechnische Schrifttum ein.¹³ Umgekehrt verträgt sich die Pracht der deutschen Handschriften schlecht mit solch dienender Funktion, wie wenn sie zu

¹¹ AEF Législation et variétés 42. – Neben der Handfeste umfasst der Kodex die biblischen Bücher der Könige und der Makkabäer, den Schwabenspiegel (Land- und Lehensrecht) und ein Traumdeutungsbuch für Staatsmänner (vgl. die Handschriftenbeschreibung bei Ladner, Edition). Im äusserlichen Aufwand schlägt sich der wirtschaftliche Aufschwung des Freiburger Bürgertums in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nieder, der zu einem grossen Teil jenen Gewerbezweigen zu verdanken war, in denen Verber sich betätigte, dem Tuchgewerbe und Tuchhandel. Die Bürger errangen dank ihres Reichtums die politische Vormachtstellung über die bisher führenden alten Geschlechter; seit 1360, dem Jahr, das das Aufkommen der geschriebenen Volkssprache signalisiert, beanspruchten sie die höchsten Stadämter für sich. Morard, Höhe der Macht, S. 223 ff.; Marguerat, Pratiques juridiques, S. 160.

¹² Législation et variétés 2. – Die Schrift der beiden Codices ist so ähnlich, dass sie nach einer Vermutung von Pascal Ladner (mündlich) vom gleichen Schreiber stammen könnten. In diesem Falle muss die zweite Handschrift als 'modernisierende Bearbeitung' aufgefasst werden.

¹³ Über die Bedeutung des billigeren Werkstoffs Papier für die "Expansion der schriftlichen Verwaltungspraxis in Städten" vgl. von Polenz, Sprachgeschichte 1, S. 117. Freiburg spielte auch im Papierhandel und in der Papierproduktion eine führende Rolle; Papiermacher sind schon kurz vor 1400 belegt, s. Portmann, Bürgerschaft, S. 161; dies wiederum spricht für die Existenz von Papiermühlen, vgl. Tschudin, Papiergeschichte, S. 19.

verstehen geben sollte, dass die deutschen Übersetzungen sich weniger in den Dienst des Originals stellen, sondern vielmehr an seine Stelle setzen möchten. Es wird zu fragen sein, ob sich diese Vermutung auch durch innere Hinweise stützen lasse.

Doch für den Sprachwissenschaftler stehen zunächst andere Fragen im Mittelpunkt:

Was für ein Deutsch schreibt der Übersetzer?

Was für einen Stil schreibt der Übersetzer?

Welches Verhältnis besteht zwischen den beiden deutschen Fassungen?

2. Was für ein Deutsch schreibt der Übersetzer?

2.1. Die deutsche Handfeste in ihrer sprachlichen Umgebung

Die Frage nach dem Deutsch der Handfeste von 1410 ist die Frage nach der 'Heimat' dieser Sprache. Aus welcher sprachlichen und soziokulturellen Umgebung stammt die Übersetzung? Und etwas spezieller: Handelt es sich um lokales, typisches Freiburger Deutsch jener Zeit?

Zwar wird man nie erwarten, in alten Schreibsprachen eine exakte Umsetzung der gesprochenen Ortssprache in Buchstaben wiederzufinden: Schreiben ist grundsätzlich etwas anderes als Sprechen, geschriebene Sprache kann gar nicht möglichst genaue Replik der gesprochenen Sprache sein. Und sie soll es auch nicht: Geschriebene Sprache hat immer auch die Aufgabe, geographische und zeitliche Distanzen zu überwinden, sie tendiert daher zur Vermeidung des allzu Regionalen und zur Konservativität: Schreiben heisst nicht zuletzt, schreiben wie die Nachbarn und wie die Vorfahren.

Im Falle von Freiburg könnten nun allerdings auf den ersten Blick die Vorfahren ein Problem darstellen. Zwar wissen wir, dass damals das Deutsche im Gebiet der heutigen Schweiz schon seit Jahrhunderten geschrieben worden war. Wie ab er stand es damit in Freiburg? Im amtlichen Schriftwesen der Stadt¹⁴ wird das Lateinische seit 1363¹⁵ vorerst vom Französischen abgelöst, von deutscher Dichtung aus Freiburg ist aus jener frühen Zeit nichts bekannt geworden.¹⁶ Die 1410 geschriebene Übersetzung der Handfeste gehört zu den ältesten erhaltenen deutschen Texten, die in Freiburg für Freiburg geschrieben worden sind, und sie ist sicher der repräsentativste von allen deutschen Texten, die je hier geschrieben worden sind. Gerne liesse man die Geschichte der deutschen Schriftsprache in Freiburg mit einem Meisterstück dieses Rangs beginnen, dessen Prunk sogar die romantische Annahme

¹⁴ 'Amtsbücher' sind seit 1341 erhalten (lat. ältestes Bürgerbuch); über die verschiedenen Typen und ihr Auftreten s. Rück, Staatsarchiv, S. 254ff.

¹⁵ W. Müller, Kanzleisprache, S. 116. Müller weist allerdings darauf hin, dass schon 1293 ein Friedensvertrag, 1319 ein Gesetz auf Französisch ausgefertigt wurden, doch blieb der Gebrauch der Volkssprache vor 1350 vereinzelt.

¹⁶ Über Freiburger Dichtung in französischer Sprache aus dem 15. Jh. s. Rück, Staatsarchiv, S. 255 u. Anm. 108 (mit Lit.).

verlockend erscheinen lässt, der Handfeste-Übersetzer habe seine Schreibsprache als Teil des Gesamtkunstwerks unmittelbar aus der örtlichen Sprechsprache geschaffen, ohne Vorfahren und Vorbilder.¹⁷ Trät denn nicht hier in Freiburg das Deutsche tatsächlich im öffentlichen Schriftleben völlig hinter dem Lateinischen und dem Französischen zurück?

Neben der Frage nach den Vorfahren stellt sich die Frage nach den Schöpfern von Übersetzung und Handschrift. Aus dem Besitzvermerk des Verber-Kodexes wissen wir, dass Henslin Verber (Verwer, Ferwer) aus Breslau stammte; sein Geburtsdatum 1355 hat er selber in die Prachthandschrift eingetragen. 1371 kam er nach Freiburg und wurde 1396 auf Antrag seines Bruders ins Bürgerrecht aufgenommen.¹⁸ Trotz seiner Verwicklung in den Waldenserprozess von 1399 wurde der reich gewordene Handwerker und Kaufmann 1409 erstmals Mitglied des Kleinen Rats. Er starb 1422.¹⁹ In unserm Zusammenhang bedeutsam ist die Tatsache, dass der Auftraggeber des Verber-Kodexes nach Freiburg zugewandert war und zweifellos seine angestammte ostmitteldeutsche Mundart mitgebracht hatte.

Der Schreiber des Kodex' nennt sich Gerhart von Franken, und wir können diesen Namen durchaus als echte Herkunftsangabe verstehen, genau so, wie Verbers 'Familiennamen' tatsächlich noch Berufsbezeichnung war.²⁰ Beide im Kolophon genannten Männer waren also von der Sprache her Auswärtige. Sollte sich diese Tatsache auf die Sprache des Werks ausgewirkt haben?

Um mit der zweiten Frage zu beginnen: Zu erwarten ist eine solche Fremdbeeinflussung nicht. Der Auftraggeber war sehr jung nach Freiburg gekommen und hatte sich hier erfolgreich sozial und damit zweifellos auch sprachlich integriert – und zwar in beiden lokalen Volkssprachen.²¹ Gerade der Kodex mit der Übersetzung der Handfeste (und der ältesten Darstellung des Freiburger Banners!) ist ein Symbol dieser Integration, es durch eine fremde Sprache zu schwächen, wäre in einem Schriftwerk, das den lokalen Rechtsbrauch zum Inhalt hatte, so unklug wie unsinnig gewesen. Vor allem aber ist nicht anzunehmen, dass einer der beiden im Kolophon Genannten auch der Übersetzer war. Die Sprachgestalt des Textes stammt mit höchster Wahrscheinlichkeit von einem Dritten. Schon von daher ist eine fränkische²² oder gar ostmitteldeutsche²³ Übersetzungssprache nicht zu erwarten.

¹⁷ Das Problem der 'Schreibsprachkreation' stellt sich im Übrigen auch für die französische Scripta, s. Lüdi, Polyglossie, S. 173ff.

¹⁸ Bürgerbuch, f. 95v.

¹⁹ Utz Tresp, Waldenser, S. 143ff.

²⁰ Zur Entstehung der Familiennamen in der spätmittelalterlichen Schweiz vgl. Fähndrich, Zug (im Druck). Keine weiteren Hinweise zu Gerhart von Franken bietet Fleury, Cordeliers, S. 319; vielleicht ist der von Fleury S. 320 für 1425 als *procureur* aufgeführte *Gérard* mit unserem Schreiber identisch.

²¹ Die Integration in die französischsprachigen bessern Kreise der Stadt besiegelte er durch die Heirat mit Agnelleta Chastel, die an der Reichengasse gewohnt hatte, s. Utz Tresp, Waldenser, S. 144f. Die gleiche Heiratskarriere machte auch der aus der Au stammende Notar Richard von Fillistorf, s. Notter, Fillistorf, S. 36f. Zur Vornehmheit des Burgquartiers s. Portmann, Bürgerschaft, S. 187.

²² Interferenzen aus fränkischen Schreibsprachen zu Verbers Zeit wären unschwer zu erkennen. Besonders aufgefallen wären hierzulande die so genannten neuhochdeutschen Diphthonge, etwa in *sein*, *haus*, die schon um 1350 z.B. in der Würzburger Kanzlei auftauchen; schon um 1300 durchgeführt sind sie in kaiserlichen Urkunden aus Würzburg, die

An jenen Dritten, den Übersetzer, müssten wir also unsere erste Frage nach der 'Urschöpfung' einer freiburgischen Schreibsprache stellen. Doch obwohl wir weder wissen, wer er war noch woher er kam, können wir mit Sicherheit behaupten, dass er keine eigene Schriftsprache kreieren musste. Das Werk der Verschriftlichung wird nicht immer wieder von Neuem in Angriff genommen. Wenn es keine lokalen Vorfahren deutscher Schriftsprache gegeben hätte, wäre der Übersetzer bei den Nachbarn auf die Suche gegangen, bevor er sprachschöpferisch tätig geworden wäre.

Aber ein solcher Aufwand war gar nicht nötig. Die marginale Rolle des Deutschen im innern amtlichen Schriftwesen der Stadt vor 1450²⁴ ist nicht gleichzusetzen mit Bedeutungslosigkeit auf allen Gebieten. In der Tat wäre eine solche Annahme äusserst unwahrscheinlich – angesichts der deutschen Stadtherren Freiburgs, seiner Sprachgrenzlage, der seit jeher gemischtsprachigen Bevölkerung, der erheblichen Zuwanderung aus deutschsprachigen Gebieten und seiner auf dem Fernhandel beruhenden Wirtschaft.²⁵ Zwar sind deutsche Texte aus den ersten zweieinhalb Jahrhunderten der Stadtgeschichte sehr sporadisch belegt, doch der erste Zeuge datiert immerhin aus dem Jahre 1274 und ist damit älter als der erste französische Amtstext aus Freiburg. Besonders wichtig ist dabei, dass schon die älteste deutsche Urkunde von einem Schreiber stammt, der auch sonst für die Stadt tätig war,²⁶ man war also nicht auf die Dienste eines auswärtigen Spezialisten angewiesen. Als die Handfeste übersetzt wurde, bestand auch in Freiburg ein seit langem eingeführter Usus in der zwar kleinräumigen, aber den Rahmen einer Ortsmundart weit überschreitenden südwestalemannischen Schreibsprache der Region. Der wichtigste Zeuge für Status und Form des Deutschen in Freiburg zu Ende des 14. Jahrhunderts ist Richard von Fillistorf, damals der von seinem Geschäftsumfang her bedeutendste Notar der Stadt. Er hinterliess einen Formularbehelf, der durchwegs deutsche Beispiele umfasst.²⁷ Die 66 Urkunden des 'Lehrwerks' stammen aus den Jahren 1334–1399 und vorwiegend aus Kanzleien der westlichen Deutschschweiz, immerhin 16 sogar aus Freiburg selber.²⁸ Über die Herkunft der Beispiele aus

städtische Kanzlei folgt dem neuen Brauch seit der Jahrhundertmitte mit einiger Regelmässigkeit. S. Huther, Würzburg, S. 37f.

²³ Auch Interferenzen der Breslauer Schreibsprache wären leicht zu erkennen, etwa an Konsonantenschreibungen wie <cz> für <(t)z>, am häufigen Fehlen der Umlautbezeichnung bei /ü/, an den nhd. Diphthongen, die seit 1370 rasch zahlreicher wurden, an Verbformen wie *sullen* 'sollen' usw. Vgl. dazu Arndt, Breslau.

²⁴ Schnetzer, Eindringen, S. 86ff.

²⁵ Der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt im 14. Jahrhundert war mit einem grossen Bevölkerungszug aus deutschsprachigen Regionen verbunden, Henslin Verber ist ein Beispiel dafür. Wie er waren 1416 nicht weniger als 53% der Neubürger deutschsprachiger Herkunft, s. Portmann, Bürgerschaft, S. 177; 193.

²⁶ Die älteste deutsche Urkunde aus Freiburg ist eine Rechtsauskunft vom 14. Juni 1274 an die Stadt Burgdorf, in der sich der Schreiber übrigens auf die Handfeste beruft; Corpus 1, Nr. 221; FRB 4, Nr. 87; vgl. Heinemeyer, Handfeste, S. 176.

²⁷ Edition: Notter, Fillistorf.

²⁸ Notter, Fillistorf, S. 54. – Allerdings zeugt gerade Fillistorf auch für die marginale Geltung des Deutschen, sowohl was die Zahl der Texte wie ihre Verwendungsbereiche betrifft. Der Notar nahm zwar in sein Formularbuch bloss deutsche Vorlagen auf, aber die Protokolle der

einer geschlossenen Landschaft wird ferner ersichtlich, wie man sich die Ausbildung eines regionalen Schreibbrauchs zu denken hat. Aus andern Quellen weiss man, dass es schon im 14. Jahrhundert in Freiburg "eine grosse Zahl" von berufsmässigen Schreibern gab.²⁹ Schon damals mussten Schreiber Handwerk und Sprache lernen, und das war auch in Freiburg möglich. Den Beweis dafür bietet wieder Fillistorf, der neben seiner Tätigkeit als Notar eine Schreibschule unterhielt, die vor allem das Deutsche gepflegt zu haben scheint und nicht zuletzt von Französischsprachigen besucht wurde – aber auch von einem Henslin Verber, der in den Jahren 1406 und 1407 im Schülerverzeichnis auftaucht. Wir würden gerne annehmen, dass der gestandene Handwerker sich auf diese Weise auf seine amtliche Karriere vorzubereiten suchte.³⁰ Für romantische Ursprungstheorien ist jedenfalls auch für das Deutsche in Freiburg kein Platz.

Es bleibt Gerhart von Franken. Immerhin könnte man erwarten, dass der auswärtige Schreiber da und dort unwillentlich ortsfremde Graphien hätte einfliessen lassen. Aber auch das hat er kaum getan.³¹ Er hielt sich an die allgemeine Regel, wonach jeder Schreiber sich dem ortsüblichen Schreibusus anzupassen hatte – besonders wieder, wenn es um Texte ging, die der lokalen Selbstrepräsentation dienten.³² Und so folgte denn Gerhart durchwegs dem

rund 10'000 Rechtsgeschäfte in seinen Notariatsregistern sind durchwegs lateinisch. Notter, Fillistorf, S. 24.

²⁹ Rück, Staatsarchiv, S. 245; eine Liste der Freiburger Schreiber des Jahrhunderts bis zum Ende von Fillistorfs Tätigkeit bietet Notter, Fillistorf, S. 129ff.

³⁰ Notter, Fillistorf, S. 43; 140. Dafür, dass erfolgreiche Berufsmänner bei Fillistorf die Schulbank drückten, gibt es genügend Belege, vgl. Notter, Fillistorf, S. 42. Portmann, Bürgerschaft, S. 192 weist nach, dass 1416 (als auch Verber im Kleinen Rat sass), rund ein Viertel der Ratsherren bei Fillistorf studiert hatten. Utz Tremp, Waldenser, gibt S. 149 Anm. 12 allerdings als Daten des Schulbesuchs 1405 und 1408 und macht darauf aufmerksam, dass es sich um einen jüngern Hensli Verber gehandelt haben könnte, der in ihrem Stammbaum der Familie S. 148 fehlt. Bedeutsamer als der Einzelfall Verber ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass das Deutsche zwar im amtlichen Gebrauch hinter dem Französischen zurücktrat, aber in den höchsten Kreisen der Stadt verwendet und gelernt wurde, weil es offenbar für die Abwicklung der täglichen Geschäfte auch der Regierung unentbehrlich war. Diese selbstverständliche Anwesenheit des Deutschen in diesen Kreisen war für seinen sozialen Status zu jener Zeit entscheidend, sie erklärt letztlich auch den erstaunlich reibungslosen Übergang zum Deutschen als offizieller Sprache zu Ende des Jahrhunderts. Vgl. zu diesem Prozess Schnetzer, Eindringen.

³¹ Ich möchte nicht ausschliessen, dass eine minutiöse Untersuchung der Graphien Spuren eines fremden Schreibusus zu Tage fördern könnte, an der geographischen Einordnung des Textes würde dies sicher nichts ändern. Zu einigen indirekten Hinweisen auf mögliche fremde Herkunft Gerharts s. Abschnitt 4.

³² Für die Schreiber der städtischen Kanzleien kann Anpassung an den örtlichen Brauch als Regel gelten, vgl. z.B. B. Boesch, Urkundensprache, S. 28f. In Freiburg sind die Verhältnisse etwas komplizierter. Die Stadt liegt, anders als die deutschen Städte im Osten, im Gebiet des romanischen Notariatswesens. Freiburg unterhielt deshalb noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts keinen eigenen Stadtschreiber, sondern griff bei Bedarf auf die zahlreichen geschworenen Schreiber in seinen Mauern zurück, s. Rück, Staatsarchiv, S. 239; wenn Heinemeyer, Handfeste S. 163, die Handschrift der Handfeste von 1249 und eine Reihe anderer Urkunden "dem damaligen Freiburger Stadtschreiber" zuschreibt, lässt sich dies mit Rücks Beobachtung verbinden, wenn man 'Stadtschreiber' als Funktion und nicht als Beamtung versteht. Infolge des Fehlen des Amtes konnte zwar keine sprachliche 'Kanzleitradition' im engern Sinne entstehen, dafür ist sowohl im Französischen wie im Deutschen mit Schreibbräuchen zu rechnen, die über den engen Bereich der Stadtkanzlei

für Freiburg geltenden Sprachbrauch, der uns aus zahllosen Schriftwerken des westschweizerdeutschen Raums bekannt ist. Auch für sprachlichen Partikularismus bleibt also wenig Raum. Die zweite Handschrift der deutschen Handfeste-Übersetzung setzt prinzipiell den gleichen Schreibbrauch fort und bestätigt ihn damit als ortsüblichen Usus, natürlich im Rahmen der zeittypischen Schwankungen, wie etwa der Variation <ey ~ ei>³³.

2.2. Philologische Bemerkungen zum Deutsch der Handfeste

Bisher habe ich einfach behauptet, die Übersetzung der Handfeste folge der regionalen, südwestalemannischen Schreibsprache. Im folgenden möchte ich zeigen, welche Art von Indizien der Sprachwissenschaft derartige Aussagen erlauben. Die Lokalisierung alter Texte erfordert viel umständliche philologische Kleinarbeit. Ich werde mich deshalb auf einige wenige konkrete Beispiele beschränken müssen.

Bis in die Neuzeit gab es im deutschen Sprachgebiet bekanntlich keine einheitliche Schriftsprache, sondern eine Menge von mehr oder weniger kleinräumigen 'Schreibdialekten', die wie die gesprochenen Volksmundarten allmählich ineinander übergingen. Verglichen mit den Sprechsprachen besaßen Schreibdialekte aber, getreu ihrer distanzüberwindenden Funktion, seit jeher geographisch grössere Geltungsbereiche. Schon die banale Tatsache, dass mit der beschränkten Zahl von Buchstaben viele geographische Lautunterschiede gar nicht ausdrückbar sind, muss dazu führen, dass Graphien immer auf weitem Gebieten gelten als Laute.³⁴

Die regionalen Schreibbräuche unterschieden sich auf allen sprachlichen Ebenen, von der Orthographie über Morphologie und Wortschatz bis zur Syntax und zum Stil. Die Philologen arbeiten gern mit Schreibungen, damit indirekt mit Lautungen, weil diese Ebenen für Lokalisierungsaufgaben zwei grosse Vorteile bieten.

Erstens variiert die Lautung geographisch stark. Die Schreibung beruht letztlich auf der Lautung, sie bildet deshalb die geographische Varianz ab, in manchen Fällen ganz direkt; aber auch in jenen Fällen, wo sich überregionale Bräuche zum schriftlich identischen Ausdruck verschiedener lokaler Lautungen entwickelt hatten, waren diese Bräuche ihrerseits wieder relativ regional beschränkt. Die Kleinräumigkeit von Lautung und Schreibung erlaubt deshalb umgekehrt eine ziemlich präzise Lokalisierung der Sprache konkreter Texte.

Zweitens ist die Menge der Laute einer Sprache und damit der benötigten Buchstaben beschränkt. Die gleichen Schreibungen wiederholen sich deshalb in dichter Folge; zwei, drei Seiten Text liefern grosse Mengen von vergleichbarem Material, das zur Lokalisierung verwendet werden kann. So

hinaus reichten und mindestens die Gruppe der juristischen Schreiber umfassten. Wie Gerhart von Franken zeigt, passten sich dieser Tradition auch auswärtige Schreiber an, selbst solche, die dem klösterlichen Skriptorium und nicht der Kanzlei zuzurechnen sind.

³³ Spitze Klammern < > umschliessen 'Buchstaben' (Graphien), die Tilde ~ steht zwischen funktional äquivalenten Varianten.

³⁴ Vgl. B. Boesch, Urkundensprache, S. 29.

brauchen wir nicht lange in der Handfeste zu lesen, um festzustellen, dass Wörter wie *schultheitzen* (1,1), *weible* (2), *meyen* (4,1) usw. durchwegs die Graphie <ei ~ ey> aufweisen. Es handelt sich hier um den alten germanischen Diphthong *ei*, zu dessen Ausdruck man in Bayern und in Schwaben samt der Ostschweiz zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Schreibung <ai> vorzog – dort also kann unser Text nicht geschrieben worden sein.

Die Schreibung ist eines, die Lautung, die hinter der Schreibung steht, etwas anderes. Zwar kann vermutet werden, dass der graphische Unterschied zwischen östlichem <ai> und westlichem <ei> etwas mit der Lautung zu tun hat, noch in den modernen schweizerdeutschen Mundarten gibt es ja den Unterschied zwischen westlichem *hèisse* und östlichem *häisse*. Zu beweisen ist solches für einen bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit nicht so leicht, denn die Sprachen verändern sich, ohne dass die traditionellen Graphien mitziehen müssen; umgekehrt können Graphien als bloße Schreibmoden ohne lautliche Relevanz über Raum und Zeit weitergegeben werden. So schreiben wir in der neuhochdeutschen Schriftsprache *heissen* noch immer mit <ei>, was zwar der althochdeutschen und noch heute der berndeutschen Aussprache entspricht, aber seit langem nicht mehr dem neuhochdeutschen /haisn/³⁵; umgekehrt schreiben wir heute *Vater* 'modisch' mit <v>, ohne dass dieser Buchstabe in deutschen Wörtern eine andere Funktion als <f> erfüllen würde. Als Schreibmode ohne lautliche Bedeutung möchte ich deshalb zunächst auch die Variation <i ~ ú> auffassen, die in der Handfeste im Wortauslaut öfter belegt ist: *stetti* (77) vs. *stettú* (85) – obwohl die Wiedergabe von auslautendem altem /i/ durch <ú> selten ist und in einer Gegend, in deren Dialekt die Rundung der Vordervokale üblich ist, auffällt.³⁶

Um Lautung, und zwar um typisch alemannische Lautung, geht es dagegen in den folgenden Beispielen. Die Negation *nút* (2) 'nicht' gilt als alemannisch gegen im Oberdeutschen und auch in der Schweiz verbreiteteres *nit*³⁷, ebenso die Diphthongierung von altem *î* zu *ie* vor (ehemaligem) *h* in *ze wienachten* (89)³⁸. Alemannische Leitmerkmale sind auch einige Formen der Kurzverben wie *git* 'gibt' (5)³⁹, *het* 'hat' (Einleitung)⁴⁰, *sönd* (2, 2.Hs.) '(wir/ihr/sie) sollen'⁴¹.

Mit den Formen der Kurzverben überschreiten wir die Grenze zur Flexionsmorphologie. Die Handfeste bietet einige schöne Beispiele für Flexionsendungen, die als typisch alemannisch aufgefasst werden. Dazu

³⁵ In Schrägstriche / / setzt man Lauttypen und Ketten von Lauttypen, in strukturalistischer Theorie 'Phoneme' genannt. So steht das Gramphem <ú> in der Handfeste für den Lauttyp /ü/.

³⁶ S. dazu den Exkurs.

³⁷ Gleissner/Frings, *Urkundensprache*, S. 141ff., Karte 24. Vgl. *Deutsches Wörterbuch* s.v. *nicht*; Id. 4, Sp. 874f. Im Einzelnen ist die sprachgeographische Verteilung der verschiedenen Formen für 'nicht' im mittelalterlichen Deutsch noch wenig erforscht: Mhd.Gr. § 233.

³⁸ Diese von der schweizerdeutschen Mundartforschung als 'Brechung' bezeichnete Diphthongierung ist schon bei Notker Teutonicus belegt, Ahd.Gr. § 154 A.5.

³⁹ Mhd.Gr. § 286.

⁴⁰ B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 201.

⁴¹ B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 203; Mhd.Gr. § 286.

gehören etwa die Endung *-i* oder *-û*⁴² bei Feminina des Typs *mûli* (76: *mûlirecht*), *breitû* (9)⁴³ oder das Morph *on* im Auslaut verschiedener Wortarten: [*von*] *der phannon* 'von der Pfanne' (82), *den swechston* 'den schlechtesten' (84; Sg.!); *besseron* 'büßen' (89,2) usw.⁴⁴ Eine seriöse sprachgeographische Analyse der Morphologie setzt allerdings sehr aufwendige Untersuchungen an grossen Textmengen voraus, da es hier auch auf die geographische Verteilung von Paradigmen, nicht nur von Einzelmorphemen ankommt und zusätzlich auf die geographisch nicht selten variierende Zugehörigkeit von Lexemen zu einem bestimmten Flexionsparadigma (der Exkurs soll einige der einschlägigen Probleme illustrieren).

Sprachgeographischen Analysen leichter zugänglich ist der Wortschatz, der ebenfalls geographisch stark variiert. Im Unterschied zu Schreibung und Lautung stellt sich hier nun aber das Problem der Belegdichte. Ich will dies am Wort *urfor* zeigen, das in Artikel 70 der Handfeste vorkommt. Es bedeutet 'kastrierter Widder', und es versteht sich von selbst, dass Wörter mit solchen Bedeutungen nicht eben in vielen Texten auftauchen, schon gar nicht zu einer Zeit, in der die Schriftlichkeit noch überwiegend hervorgehobenen Lebensbereichen reserviert war. Darin zeigt sich ein fast unüberwindliches Paradox: Geographisch am stärksten variieren die alltäglichsten Wörter, sie gehören aber gleichzeitig zu jenen Wortschatzbereichen, die tendenziell am dünnsten belegt sind. Hier wird nun die Textsorte wichtig. Rechtliche Texte, wie die Handfeste, handeln von der Reglementierung des Alltagslebens und sind deshalb nicht nur lokalem Rechtsbrauch und dem dazugehörigen Rechtswortschatz verpflichtet, sie sind auch auf den lokalen Alltagswortschatz angewiesen. Daran hätte ein fremddialektaler Auftraggeber wie Hensli Verber oder ein fremddialektaler Schreiber wie Gerhart von Franken

⁴² Zur graphischen Variation vgl. den Exkurs.

⁴³ B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 131; zum Bildungstyp: Ahd. Gr. § 228; Szadowski, *Abstrakta*, S. 41ff.

⁴⁴ Auf die Erhaltung voller Endsilbenvokale besonders im ahd. Morph *-ôn* hat schon Brandstetter, *Kanzleisprache*, § 34 u.ö. aufmerksam gemacht, ferner B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 139f.; Mhd.Gr. § 59, 4 usw. Diese Endung kam ursprünglich einigen Paradigmenstellen, v.a. dem Genitiv und Dativ Plural v.a. femininer Substantive zu, ferner einigen Paradigmenstellen des schwachen Adjektivs, v.a. auch dem Komparativ und dem Superlativ, sowie einigen Paradigmenstellen der schwachen Verben der zweiten Klasse. Im Zuge der Verkürzung und Abschwächung der Endsilbenvokale verschwanden aber die *on*-Schreibungen während der frnhd. Zeit auch im Südwesten aus den Kanzleien, zuerst beim Substantiv, dann beim Verb (vgl. HSS Karte 89 [Substantiv], Karte 99 [sw. Verb]). Nach Gramm.Frnhd. § 40.1 ist *on* nominal in Konstanz bis etwa 1360 belegt, verbal auch hochaleman. schon in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s selten; dagegen ist die Angabe der Grammatik, wonach *on* im Westobd. des 14. Jh.s nur verbal vorkomme, sicher auf Korpuslücken zurückzuführen. Wenn die Handfeste zwar nicht überaus zahlreiche, aber doch unübersehbare Spuren des alten Schreibbrauchs aufweist, deutet dies auf eine konservative Haltung des Übersetzers hin, selbst wenn man sein Wirken in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts setzt. Für die Schreiber der Handfeste-Übersetzungen waren die Regeln zur Verwendung der alten Endung zweifellos nicht mehr ganz durchsichtig. Sie hielten sich deshalb wohl an einzelne Wörter, die traditionell häufig mit der alten Endung geschrieben worden waren; dazu gehört etwa der Infinitiv *besseron*, der schon von Brandstetter, *Kanzleisprache*, § 5 als Beispiel genannt wird und der auch bei B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 140 aufgeführt ist. Vgl. noch Anm. 76.

nichts ändern können – selbst wenn sie das gewollt hätten. Rechtstexte sind deshalb für die Wortforschung von grossem Interesse, sowohl was die Inhaltsbereiche wie die Sprachgeographie ihrer Wörter angeht. Die Handfeste macht da in allen drei Sprachversionen keine Ausnahme.

Auch der Wortschatz der Handfeste lässt an der westoberdeutschen Verankerung dieser Sprache keinen Zweifel. Ein schönes Beispiel dafür bietet *kopf* mit der Bedeutung 'grosstes Trinkgefäss; Hohlmass': *das der müller von achte kophe kornes sol nemen ein ymú* (76)⁴⁵. Was wir heute *Kopf* nennen, heisst in der Handfeste *houbet*: *den bindet man an den stok vnd zúhet im die hut ab dem höbte* (10,1). Zur Wortgeographie dieser Ausdrücke im Deutschen des 15. Jahrhunderts hat Ulla Williams eine aufschlussreiche Karte entworfen (Abb. 1).⁴⁶ Die klare Opposition *kopf* 'Gefäss' gegen *houbet* 'Kopf', wie sie in der Handfeste besteht, erweist sich als charakteristisch für das Gebiet der deutschen Schweiz.

Ihren Schwerpunkt im Süden haben auch Wörter wie *metzie* 'Metzgerei' (70)⁴⁷; *ofener* 'Hausbäcker' (75)⁴⁸; *wegensen* 'Pflugschar' (82)⁴⁹. Vornehmlich westoberdeutsch scheint die Lautung *segenson* (82) für 'Sense' zu sein; die Handschriftengruppe der "Legenda aurea", welche die Hinweise auf die Verbreitung von *Kopf* 'Trinkgefäss' bot, weist *segenser* (Plural) bloss für das Gebiet der deutschen Schweiz aus.⁵⁰ Das schon erwähnte *urfor* ist im Althochdeutschen schwach und nur für das Oberdeutsche bezeugt.⁵¹ Für das Mittelhochdeutsche fehlen bisher Belege; die später nicht allzu zahlreich wieder einsetzenden Bezeugungen sind alle oberdeutsch. Heute ist das Wort als *Urfel* noch im Kanton Bern und im Deutschfreiburgischen bekannt.⁵² Seit jeher auf das Süddalemannische beschränkt war *kessin* '(grosser) Kessel' (82)⁵³.

Besonders interessant für Freiburg sind natürlich romanische Lehnwörter. Als Beispiele aus der Handfeste nenne ich: *sóm* 'Pferdelast, Gewichtsmass' (82)⁵⁴; *phister* 'Bäcker' (68)⁵⁵; *taverner* 'Wirt' (64)⁵⁶; *trossel* 'Hausrat' (82)⁵⁷; *benoste* 'Salzmass' (82)⁵⁸. Sprachgeschichtlich gesehen sind diese Wörter je unterschiedlich zu beurteilen. *pfister* ist das lateinische Wort *pistor* 'Bäcker', und die Lautverschiebung *p* > *pf* (6./7. Jh.) zeugt vom hohen

⁴⁵ Id. 3, Sp. 408.

⁴⁶ Williams, Legenda aurea, Bd. 3, S.12. Die Karte beruht auf mehr als dreissig Handschriften der so genannten "Elsässischen Legenda aurea", die aus den Jahren zwischen 1362 und 1500 stammen.

⁴⁷ Id. 4, Sp. 623.

⁴⁸ Id. 1, Sp. 113.

⁴⁹ Deutsches Wörterbuch 27, Sp. 471: "auf das Obd. beschränkt".

⁵⁰ Williams, Legenda aurea, Bd. 3, S. 348.

⁵¹ Mit der Bedeutung 'Eunuch'.

⁵² Sprachatlas der deutschen Schweiz, Bd. 8, Karte 67; Schmutz/Haas, Senslerdeutsches Wörterbuch, s.v. *Ùurfel*.

⁵³ Id. 3, Sp. 518.

⁵⁴ Id. 7, Sp. 944.

⁵⁵ Id. 5, Sp. 1194.

⁵⁶ Id. 12, Sp. 548.

⁵⁷ Id. 14, Sp. 1322.

⁵⁸ Id. 4, Sp. 1288.

Alter der Entlehnung; ebenso früh dürfte lat. *sauma*⁵⁹ als *soum* übernommen worden sein. *pfister* und *soum* haben früher in weiten Teilen des gesamtdeutschen Sprachgebiets gegolten, beide sind dann allmählich gegen Süden abgedrängt worden. Während *Saum* in der Schweiz noch bekannt ist, ist *pfister* auch hier in der lebendigen Mundart ausgestorben. Wir müssten nun natürlich wieder die Verbreitung dieser Wörter am Ende des 14. Jahrhunderts kennen, die Etappe sozusagen, die der Verdrängungsprozess damals erreicht hatte. Wenigstens für *pfister* wissen wir das in grossen Zügen. Ernst Erhard Müller hat anhand von Text- und Wörterbuchvergleichen eine Verbreitungskarte für dieses Wort vorgeschlagen. Aus ihr geht hervor, dass *pfister* im 15. Jahrhundert nur noch im Süden des Sprachgebiets gebräuchlich war (Abb. 2).⁶⁰

Das Wort *taverner* 'Wirt' übersetzt das mlat. *tabernarius* des Originals, das der französische Schreiber als *taverniers* wiedergibt. Es handelt sich wie bei *pfister* um ein Lehnwort aus dem Romanischen, doch es hat eine ganz andere Geschichte. Dass es die früheste Lautverschiebung von *t* > *z* nicht zeigt (5./6. Jh.), ist wenig verwunderlich, dafür verrät es die vulgärlateinisch-altfranzösische Veränderung von *b* > *v*. Das Wort ist nicht nur ziemlich spät ins Deutsche gekommen, sondern blieb auch auf das Oberdeutsche beschränkt und ist recht bald wieder aus der Sprache verschwunden.⁶¹

Noch viel lokalere Lehnwörter sind *benoste* und *trossel*. Dt. *benoste* 'Salzmass' übersetzt *benasta* des lateinischen Originals, das die französische Fassung durch *benaste* wiedergibt. *trossel* 'Hausrat' ist übernommen aus afrz. *trosse*⁶², das auch in der französischen Übersetzung steht; das Wort des lateinischen Originals *trossellus* ist seinerseits ein 'Gallizismus im Latein'⁶³. Die beiden galloromanischen Ausdrücke hatten im Französischen und Frankoprovenzalischen eingeschränkt regionale Geltung; als Lehnwörter sind sie nur für die deutsche Schweiz oder sogar bloss für ihre westlichen Teile bezeugt. Aus den lokalen Volkssprachen gelangten sie in den (in Freiburg entstandenen) Text der Handfeste; der französische und der deutsche Übersetzer haben sie sozusagen in die Volkssprachen zurückübersetzt, sie haben sie nicht etwa aus dem mittellateinischen Text der Handfeste erst in die Volkssprachen eingeführt. Das geht daraus hervor, dass die beiden Ausdrücke entweder schon vorher bezeugt sind oder ein doch über Freiburg hinausgehendes Verbreitungsgebiet aufweisen.⁶⁴ *benoste* ist im Deutschen wieder untergegangen; *trossel*, für das die Handfeste die ältesten lateinischen, französischen und deutschen Belege bietet,⁶⁵ lebt im Freiburgerdeutschen weiter.⁶⁶

⁵⁹ Seinerseits über mlat. *sauma* aus gr. *sáγμα* 'Packsattel', s. Kluge/Seebold s.v. *Saum*². Das mlat. Wort der Handfeste, *summata*, ist eine Weiterbildung zu mlat. *sauma*, wozu auch die Entsprechung des frz. Handfeste-Texts gehört: *somma*.

⁶⁰ E. E. Müller, Wortgeschichte, S. 101.

⁶¹ Deutsches Wörterbuch, s.v. *Taverner*.

⁶² Zu afrz. *trousse*, s. Lüdi, Polyglossie, S. 179.

⁶³ Lüdi, Polyglossie, S. 178.

⁶⁴ Lüdi, Polyglossie, S. 179.

⁶⁵ Lüdi, Polyglossie, S. 179 kennt weder für das Mittellateinische noch für das Deutsche ältere Belege.

⁶⁶ Schmutz/Haas, Senslerdeutsches Wörterbuch, s.v. *Trossel*.

Schon aufgrund dieser wenigen Beispiele aus Schreibung/Lautung, Morphologie und Wortschatz kann somit bestätigt werden, dass der Übersetzer der Handfeste konsequent dem südwestalemannischen Schreib- und Sprachbrauch folgte, wie er im Gebiet südlich des Jura zwischen der Sprachgrenze und etwa der heutigen Zürcher Westgrenze üblich war. Er brauchte weder freiburgisches Deutsch 'eigenhändig' zu verschriftlichen oder mittellateinischen und französischen Wortschatz als Pionier zu entlehnen. Wohl aber sah er sich wie sein französischsprachiger Kollege hie und da veranlasst, eng lokal begrenzten Wortschatz einfließen zu lassen, wo der lokale Rechtstext es verlangte.

3. Was für einen Stil schreibt der Übersetzer?

Es ist keine neue Beobachtung, dass sich der deutsche Übersetzer der Handfeste weniger eng an das lateinische Original hält, als der französische. Anhand von Artikel (10) möchte ich einen kurzen Blick auf sein Verfahren werfen.

(10) <i>Si vero [...] burgensis hospitem [...] percusserit, tenetur sculteto in LX solidis et percusso in tribus solidis;</i>	<i>Slecht aber ein burger einen gast [...], der burger sol bûszen dem schultheiszen sechzig schillinge und dem geslagenne drye schillinge;</i>
<i>si autem sanguinolentum fecerit, tenetur sculteto in LX solidis et vulnerato in LX solidis.</i>	<i>machet aber [er] in blûtrûnsen, er sol bûszen dem schultheiszen sechzig schilling und dem geslagenne sechzig schilling.</i>

Manche Unterschiede zwischen Original und Übersetzung werden von der deutschen Grammatik erzwungen, auch wenn sie wie 'Freiheiten' des Übersetzers aussehen. So muss im Deutschen das Subjekt immer als eigenes Wort ausgedrückt werden (wenn es sich nicht um einen Imperativsatz handelt), im Lateinischen dagegen kann das Subjekt in der Verbform enthalten sein. Auf diesem Unterschied beruht die Einfügung von *der burger* im ersten Absatz. Natürlich hätte der Übersetzer auch das Pronomen *er* wählen können, aber er zog die Wiederholung des Substantivs vor. Damit aber genügte er nicht einfach dem grammatischen Zwang zum Ausdruck des Subjekts, sondern machte aus der Not eine Tugend, indem er ein Subjekt wählte, das gleichzeitig für eindeutige Referenzverhältnisse sorgte. Diese Bemühung um referenzielle Präzision ist ein durchgehendes Kennzeichen seiner Arbeit.

Andere Abweichungen werden von der deutschen Grammatik nicht erzwungen, aber nahegelegt. Der Übersetzer vermeidet recht konsequent die häufigen Passivkonstruktionen des Lateinischen, so auch in unserm Beispiel: *tenetur in LX solidis* wird zu *er sol bûszen sechzig schilling*. Die Passivkonstruktion war dem (spät)mittelalterlichen Deutsch nicht nur

stilistisch fremder, sie transportierte auch eine leicht abweichende Bedeutung.⁶⁷

Im eigentlichen Sinne stilistische Abweichungen ergeben sich aus der Vorliebe des Übersetzers für anschaulichere⁶⁸ und idiomatische Ausdrucksweisen.

<p>(66) <i>Carnes suille vel leprose aut animal a lupo vel canibus occisum aut morticinum sub tecto macelli non vendantur</i></p>	<p><i>Súwin fleisch und phinniges oder daz der wolf oder hunde hant gebissen oder daz der schelmú het erslagen, sol man vorköffen nût under der metzie tache</i></p>
---	--

Anschaulicher als die Vorstellung vom 'getöteten' Tier ist die Vorstellung des Hundes, der ins Fleisch 'beisst'; konkreter, oder wenn man so will dynamischer, ist gleichzeitig die aktive Verbform, die auch hier wieder vorgezogen wird. Die gleiche Wirkung hat die idiomatische Ausdrucksweise vom 'Schelm', der personifizierten Viehseuche, die das Fleisch aktiv 'erschlägt'.⁶⁹ In der Formulierung *sol man vorköffen nût under der metzie tache* weicht die Wortfolge sowohl vom lateinischen Vorbild wie vom heutigen Deutsch ab. Auch dies könnte stilistischen Zwecken dienen, doch die Wortstellung in älteren Texten ist schwierig und nur mit grösserem Aufwand zu beurteilen; ich kann deshalb hier nicht weiter darauf eingehen.⁷⁰

Die einschneidendste stilistische Änderung, die den ganzen deutschen Text durchzieht, ist aber eine radikale Änderung der Sprecherperspektive. In der Präambel des Originals nennt sich der Stadtherr und spricht von den Rechten, die 'er' 'seinen' Bürgern 'seiner' Stadt Freiburg mit diesem Dokument einräumt. Der Stadtherr und Rechtgeber ist denn auch im gesamten Text der selbstverständliche Sprecher, der sich ebenso selbstverständlich mit dem *pluralis maiestatis* auf sich selber bezieht: *Et hec sunt iura statuta. Quod numquam alium advocatum [...] Burgensibus nostris de Friburgo [...] preficiemus* (1).

Während die französische Übersetzung die Sprecherperspektive des Originals getreu übernimmt, setzt die deutsche einen abstrakten Gesetzgeber zum Sprecher ein, vor dem der Stadtherr genauso ein Rechtssubjekt ist wie die Stadtbürger: *Dise recht het dú stat von friburg in ôchtelanden. Daz der herre niemer keinen schultheitzen [...] den burgern sol gesetzen* (1). Konsequenterweise lässt deshalb der deutsche Text die Präambel weg – bis auf die Anrufung Gottes, und anstelle der Datumszeile *Datum Friburgi anno gratie millesimo ducentesimo quadagesimo nono [...]* steht in der Übersetzung in roter Schrift: *Ander genûger gewonheyt hand die burger ane die vorgeannten recht, in gottes namen, amen* 'ausser den vorgeannten Rechten haben die Bürger von Freiburg ein reichhaltiges zusätzliches Gewohnheitsrecht' – wodurch sogar die Verbindlichkeit der Handfeste relativiert wird. Der Perspektivewechsel ist sorgfältig und hochbewusst durchgeführt. Das lässt

⁶⁷ Mhd.Gr. § 323ff.; Frnhd.Gr. § S-216f.

⁶⁸ S. B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 44ff.

⁶⁹ Id. 8, Sp. 692.

⁷⁰ Zu den einschlägigen Problemen vgl. Näf, Notker, Kap. 3.

sich daran erkennen, dass ihm auch verstreute und unauffällige Formulierungen nicht entgangen sind. So heisst etwa *in nostro foro* (77) auf Deutsch *an der stetti markte*. Hinter diesen Umformulierungen könnte wiederum jenes besondere rechtliche oder politische 'Weltbild' stehen, das ich aufgrund der äusseren Gestaltung der deutschen Handschriften zu vermuten wage; auf jeden Fall vollzieht die deutsche Übersetzung konsequent den Textsortenwechsel von der Urkunde zum Rechtsbuch. Doch diesen Fragen muss der Historiker nachgehen.

4. Welches Verhältnis besteht zwischen den beiden deutschen Fassungen?

Der Text der zweiten Handschrift entspricht demjenigen der ersten so genau, dass ihr Schreiber entweder die erste Handschrift selber oder deren verlorene Vorlage abgeschrieben haben muss.⁷¹ Die Abweichungen vom ältern Kodex erscheinen recht zielbewusst. Die wichtigste Leistung des Jüngern ist die Einfügung der Titel zu den einzelnen Artikeln. Sein bescheidenster Beitrag ist die Verbesserung eindeutiger Fehler. Beispiele dafür sind der Ersatz von *vrfür* in Artikel (70)⁷² durch korrekteres *urfore* (Dat.)⁷³ oder der Einsatz des fehlenden Subjektpronomens in Artikel (10,2).

Interessanter sind sprachliche Präzisierungen. Artikel (75) handelt vom Lohn des Hausbäckers. Nach der ältern Version soll er zwei Brote von jedem *bachofen* erhalten. Die jüngere Version setzt dafür von jedem *ofenbache*. Natürlich wurde der Verdienst nicht auf den Backofen berechnet, sondern auf der Brotmenge, die bei einem Backvorgang gebacken wurde; dafür aber ist *ofenbach* der korrekte Ausdruck.⁷⁴

In andern Fällen hat der jüngere Schreiber dem verlaufenden Sprachwandel Rechnung getragen. In vielen Bestimmungen wird festgelegt, dass ein Gebüsster dem Geschädigten eine Summe zu bezahlen habe und dem Schultheissen ebensoviel. Beim Schreiber der ersten Handschrift heisst 'ebensoviel' meist *alsam* 'ebenso; ähnlich'; für diesen selteneren, älteren und mehrdeutigen Ausdruck steht beim zweiten Schreiber ziemlich konsequent das eindeutigere *ouch als vil*. In die gleiche Richtung geht der (nicht ganz konsequente) Ersatz von älterem und mehrdeutigem *bereden* im Sinne von 'beweisen' durch neueres *bewisen* (z.B. 65)⁷⁵.

⁷¹ Trotz der Vermutung, dass die beiden Handschriften sogar vom gleichen Schreiber stammen könnten (Anm. 13), werde ich im folgenden weiterhin vom 'jüngern' und vom 'ältern' Schreiber sprechen. Man scheint sich immerhin darüber einig zu sein, dass der Verber-Kodex älter ist (vgl. Lehr, Handfeste, S. 39), was sich, wie ich zeigen werde, auch sprachlich stützen lässt.

⁷² Schreibung nach dem Original und Lehr, Handfeste.

⁷³ Es könnte begreiflich scheinen, dass der ältere Schreiber mit diesem für einen städtischen Mönch fremder Herkunft etwas abgelegenen Wort Probleme hatte, aber daraus zu schliessen, dass er weniger 'einheimisch' gewesen wäre als der jüngere, ginge zu weit, denn in 87,1 schreibt auch er das Wort richtig: *des urfores*.

⁷⁴ Id. 4, Sp. 956.

⁷⁵ Id. 6, Sp. 570.

Doch der Jüngere ist kein wilder Neuerer, er scheint wirklich nur geändert zu haben, was er als allzu fremd oder gar falsch empfand. So übernimmt er die altertümliche Endung *-on*, weil sie zur Feierlichkeit des Textes stimmte, aber er scheint in ihrem Gebrauch etwas regelmässiger als der Ältere, indem er etwa statt *der reyson* des Verber-Kodexes *der reisen* (88) setzte und umgekehrt *slachton* statt *schlachten* (87,1). Es könnte sein, dass der Jüngere die etymologisch richtige Verteilung des *on*-Morphs im Alemannischen wenigstens bei gewissen Wortgruppen besser erinnert hat und deshalb bei der Abschrift der Vorlage (ob dies nun der Verber-Kodex oder ein verlorenes Original war) weniger davon abwich als der Ältere.⁷⁶ Damit hätten wir auf indirektem Weg doch noch sprachliche Spuren auswärtiger Herkunft des ersten Schreibers entdeckt, die sich durch einen nicht ganz gelungenen Umgang mit fast obsoleten regionalen Schreibeigentümlichkeiten verraten.

In einigen Fällen ist der zweite Schreiber auch 'bodenständiger' als der Verber-Text, was aber durchaus mit 'sprachlich moderner' zusammenfallen kann. So wählt er in manchen Fällen für ältere Verbformen die jüngere alemannische Kontraktion, etwa wenn er in (2) *súln* durch *sōnd* ersetzt.⁷⁷ Das würde sowohl mit einem gekonnteren Umgang mit dem *-on*-Morph zusammenstimmen wie mit einer etwas moderneren Sprache.

Zwischen den beiden Handschriften, ob sie nun vom gleichen Schreiber stammen oder nicht, besteht bloss ein geringer Zeitunterschied von höchstens drei Jahrzehnten. Es ist nicht anzunehmen, dass sich die Schreibsprache in dieser Zeitspanne stark verändert hat, zumal die einschneidenden sozialen und politischen Umwälzungen vor der Jahrhundertwende eingetreten waren. Dass der jüngere Schreiber die Sprache bereits veraltet fand, dürfte darauf beruhen, dass das Original der Übersetzung einige Jahrzehnte vor dem Verber-Kodex entstanden ist. Dies würde den Zeitabstand zum jüngern Schreiber auf gegen hundert Jahre erhöhen und seine Eingriffe besser erklären. Auf jene frühere Zeit weisen auch

⁷⁶ Ohne minutiöse Untersuchung aller einschlägigen Schreibungen beider Handschriften ist dies allerdings eine sehr kühne Behauptung. Der Infinitiv *schlachten* des ältern Schreibers ist schon für die Mitte des 14. Jahrhunderts als durchaus gängige Variante anzusehen. Wenn der jüngere dennoch den Ersatz durch *slachton* etymologisch richtig vornehmen konnte, dann deutet das darauf hin, dass er von einigen Verben wusste, dass sie mit der *on*-Endung auftreten konnten. Der Ersatz des Substantivs *der reyson* durch *der reisen* lässt sich dagegen nicht auf gleiche Weise erklären: *reyson* war einst ein etymologisch korrekter Genitiv Plural. Die gleiche Form kann aber auch Infinitiv des Verbs 'reisen' sein, und es ist durchaus denkbar, dass diese Synonymie späterhin mit Hilfe der beiden Endungsvarianten aufgelöst wurde; für den zweiten Schreiber kam offenbar die *on*-Endung in erster Linie dem Infinitiv zu. Im Übrigen scheinen für den Jüngern die alten Flexionsendungen an einige ganz bestimmte Wörter gebunden gewesen zu sein, was für den Verlauf solcher 'Aussterbe-Prozesse' charakteristisch ist; ein Indiz dafür ist seine Änderung *gebesseret* > *gebesserot* (21), wo er das dem *on*-Infinitiv entsprechende *ot*-Partizip einsetzt, und zwar bei einem 'notorischen' *on*-Verb (vgl. Anm. 44). Gegen die bessere Beherrschung der alten Flexion durch den zweiten Schreiber spricht allerdings, dass mindestens ein eindeutiger Verstoss gegen ihren etymologisch korrekten Gebrauch von ihm stammt, nämlich im Titel *von dem hirton* (91). Auf jeden Fall war für den zweiten Schreiber das Morph *on* eine längst veraltete, nur noch in hochfeierlicher Schreibe als Zier verwendbare Form.

⁷⁷ Weitere Beispiele: *súllen* > *sōnd* (12; zu den bereits im 13. Jh. komplizierten Verhältnissen vgl. Gleissner/Frings, Urkundensprache, S. 71f., Karte 12); *geben* > *gen* (21,3; 104); *wellent* > *wend* (27,3); *sun* > *sōnd* (112; 113).

die bereits behandelten Archaismen, die der Jüngere dennoch zum Teil übernommen hat.

Einige Änderungen des zweiten Schreibers sind eigentliche sachliche Eingriffe, so wenn in (74) die Massangabe *zwelf steben* abgeändert wird in eine Mengenangabe *zwelf stûke*. Die alten Stadtrechte scheinen nur bedingt eine wirklich judikationsregelnde Funktion gehabt zu haben.⁷⁸ Deshalb war in der Praxis eine vom geschriebenen Recht abweichende Auslegung der Regeln wohl immer denkbar. Es ist möglich, dass der Ersatz des Längenmasses durch eine Stückzahl eine spätere Auslegung der Vorschrift verrät – auch dies spricht für einen grösseren zeitlichen Abstand zwischen den Texten als ihn der Abstand zwischen den Handschriften suggeriert. Bei andern Änderungen handelt es sich dagegen eher um Fehler, so wenn der jüngere Schreiber die Dauer des Verkaufsverbots für den Verkäufer von schlechtem Fleisch von vierzig auf vierzehn Tage herabsetzt (66).

Die philologische Beschäftigung mit den deutschen Übersetzungen der Freiburger Handfeste stellt zweifellos eine dankbare Aufgabe dar, die Erkenntnisse verschiedenster Art erwarten lässt, von der Geographie der Graphien über die Feinheiten des Stils bis zu Fragen der Datierung. Für die lokale Sprachgeschichte wären eine minutiöse Beschreibung der Sprache dieser Übersetzung, ihre Situierung in Schreibtradition, Schreibsprachlandschaft und Geistesleben sowie natürlich die Identifikation des Übersetzers von grossem Interesse. Die Freiburger Handfeste bestätigt wieder einmal, dass hoch- und spätmittelalterliche Texte kaum je direkten Einblick in die erstmalige, unmittelbare Verschriftlichung der lokalen Volkssprachen gewähren. Das kann zwar den Philologen nicht überraschen, muss aber als grundsätzliche sprachhistorische Einsicht immer wieder in Erinnerung gerufen werden.

Endlich hoffe ich gezeigt zu haben, dass die Interpretation eines Textes wie der Freiburger Handfeste sich nicht auf das Inhaltlich-Juristische beschränken darf, sondern sich auch auf die Details der Sprache selber beziehen muss. Dass auch 'rein Philologisches' zur historischen Erkenntnis beitragen kann, ist vielleicht weniger allgemein akzeptiert, kann aber nicht ernsthaft bezweifelt werden.⁷⁹ Selbstverständlich ist der Philologe dabei auf die Zusammenarbeit mit den andern interessierten Wissenschaften angewiesen. Unser Kolloquium

⁷⁸ Mihm, *Schriftlichkeit*, S. 24f. Dass sich aber Rechtsaufzeichnung und Rechtspraxis auch erstaunlich eng entsprechen konnten, zeigt der Beitrag von Le Roy in diesem Band.

⁷⁹ Um ein aktuelles Beispiel aus der Handfeste zu nehmen: Das Morph *on* wird in den beiden Handschriften leicht unterschiedlich verwendet; dieser Unterschied ist von keinerlei inhaltlicher Bedeutung, kaum ein Historiker würde es für nötig halten, derartige Abweichungen zwischen den Handschriften genau zu verzeichnen. Für den Philologen aber sind auch solche Unterschiede bedeutungsvoll, weil sich daraus Hinweise auf den Verlauf des Abbaus von Flexionsklassen und ganz allgemein auf die Datierung der Textsprache gewinnen lassen. In unserm Fall könnte man ferner, wie ich angedeutet habe, aus der unterschiedlichen Behandlung des Morphs auf unterschiedliche Beherrschung der betreffenden Teilsysteme und damit auf unterschiedliche Herkunft der Schreiber schliessen. Dies wiederum könnte bei der historischen Interpretation des Textes durchaus eine Rolle spielen. Die neue Ausgabe der Handfeste durch Ladner ist in dieser Beziehung vorbildlich; leider stand sie mir nur für die Vorbereitung der Druckfassung dieses Aufsatzes, nicht aber für die Erarbeitung des Vortrags zur Verfügung.

hat uns diesen Grundsatz erfolgreich in Erinnerung gerufen; ich hoffe, dass wir die Anregung nutzen werden.

5. Exkurs: Ein Beispiel für die Probleme der Interpretation historischer Schreibungen

Ich habe die im Wortausgang der Handfeste öfter belegte Variation <i ~ ú> der Einfachheit halber als bloss graphisches Phänomen aufgefasst. Vom funktionellen Gesichtspunkt aus lässt sich das rechtfertigen, erklärt ist damit aber die Variation selber nicht. Dass sich eine solche Erklärung schwierig gestalten kann, möchte ich am Beispiel des Genitiv Singulars *der stetti* 'der Stadt' aufzeigen.

Zu allererst gilt es zu beachten, dass hinter Graphem-Variation im Wortauslaut morphologische Variation stehen könnte. In diesem Falle würde es hier nicht um bloss lautliche Erscheinungen gehen, sondern um Variation bedeutungstragender Einheiten. Wenn man somit vom Ausdruck der Paradigmastelle 'Genitiv Singular' des Lexems *stat* 'Stelle, Stätte; Stadt' ausgeht, ergeben sich im Text der Handfeste nicht bloss zwei, sondern vier Varianten:

- (1) <i>: *an der stetti merkte* (77, vgl. noch 79);
- (2) <ú>: *nach der stettú rechte* (29,2);
- (3) <e>: *nach der stette rechte* (4,2);
- (4) ∅: *nach der stett recht* (29,1).

Es gibt also drei Formen mit und eine ohne Endung. Sprachhistorisch älter ist der Typ mit Endung, *stat* gehörte im Althochdeutschen zu den *i*-Stämmen, der Gen.Sg. lautete damals *stetti*. Das ahd. *-i* erklärt den Umlaut und erweist sich auch dadurch als ursprünglich; von dieser Endung muss die Erklärung aller jüngeren Formen ausgehen. Ob die Normalschreibung *stetti* der Handfeste ein direkter Reflex des althochdeutschen Genitivs sei, ist aufgrund des zeitlichen Abstands fraglich; ich komme später darauf zurück.

Beim Übergang zum 'klassischen' Mittelhochdeutschen wurden alle auslautenden Vokale 1. zentralisiert ('entfärbt') und 2., falls sie lang gewesen waren, gekürzt; beide Veränderungen können als Abschwächungen aufgefasst werden. Deshalb tritt im mittelhochdeutschen Auslaut nur noch unbetontes /e/ (sog. Schwa) auf. Diese Entwicklung zeigt in der Handfeste die Variante (3) *der stette*.

In einem nächsten Schritt fiel in spätmittelhochdeutscher Zeit auslautendes Schwa ganz weg (sog. Apokope).⁸⁰ Die Apokope wirkte am radikalsten im Oberdeutschen, während sie im Mitteldeutschen weitgehend fehlt; sie schuf somit neue dialektale Gegensätze. Variante (4) der Handfeste, *der stett*, steht für den jüngern, apokopierten Stand. Entwicklungsgeschichtlich führte die Apokope konsequent die Tendenz aller germanischen Sprachen zur Abschwächung des Wortauslauts weiter, sie eliminierte allerdings oft, wie in

⁸⁰ Die Apokope setzt am frühesten im Bairischen ein, sie erfasst das Hochalemannische in stärkerem Ausmass erst seit Beginn des 15. Jahrhunderts; die Handfeste ist folgerichtig nur schwach apokopierend. Vgl. Frnhd.Gr. § L-40.

unserm Fall, die Kasusmorpheme und griff damit in die morphologische Struktur der betroffenen Sprachen ein. In unserm Beispiel blieb immerhin der Gen.Sg. *stett* durch den Umlaut vom Nom.Sg. *stat* geschieden, doch war dies eine sehr mehrdeutige Kasusmarkierung, da der Umlaut auch dem Dat.Sg. und allen Pluralformen zukam.

Dieser Zustand forderte eine Neuregelung heraus. In der Folge entschied sich die Sprachgemeinschaft dafür, im Singular sämtliche Kasus ohne Umlaut zu bilden und den Umlaut für die Pluralformen zu reservieren. Die apokopierenden oberdeutschen Dialekte kamen damit zu einem System Sg. *stat* vs. Pl. *stet*, das (in dieser Beziehung) konservativere Mitteldeutsche zu einem System Sg. *stat* vs. Pl. *stette*, das vom Neuhochdeutschen fortgeführt wird. Beide Lösungen vernachlässigen die Kasusunterschiede (im Singular vollständig, im Plural weitgehend), bringen aber dafür umso deutlicher den Numerusgegensatz zum Ausdruck. Auch dies entspricht einer Tendenz sämtlicher germanischer Sprachen seit dem Mittelalter.

Während die Entwicklung vom ahd. Gen.Sg. (*dero*) *stetti* bis zum frnhd./obd. *der stett* rein lautgeschichtlich erklärt werden kann, handelt es sich bei der Durchführung der Einheitsform *statt* für den gesamten Singular um eine Übertragung der Nom./Akk.-Formen auf die übrigen Kasus (es gibt keine 'lautgesetzliche' Entwicklung $e > a$, die den Gen. *stet* hätte in *stat* überführen können). Diese Formenübertragung verlief wie alle Sprachveränderungen allmählich. Im Falle von *stat* ergriff sie zuerst den Dat.Sg. und liess den Gen.Sg. unberührt, und auch diese Übergangsstufe ist in der Handfeste reflektiert: Dat.Sg. *in der stat* (3 u.ö.) vs. Gen.Sg. *nach der stett recht* (29,1).⁸¹

Die verschiedenen, teilweise synonymen Flexionsformen des Substantivs *stat* in der Sprache der Handfeste vertreten somit verschiedene historische Entwicklungsstufen. Dies ist für Zeiten starker sprachlicher Veränderungen und konkurrierender sprachlicher Einflüsse durchaus normal. Das zeitgleiche Auftreten der Genitiv-Varianten *stette* ~ *stett* und der 'moderneren' Dat.Sg.-Form *stat* ist vor dem Hintergrund der lautlichen und morphologischen Umbauprozesse zu sehen, die das Deutsche im 14. Jahrhundert erfasst haben. Das Nebeneinander von voller und apokopierter Form sowie der noch nicht beseitigte Unterschied zwischen umgelautetem Gen.Sg. *stett* und übertragenem Dat.Sg. *stat* deuten beide eher auf die Mitte des Jahrhunderts als auf sein Ende; wie immer die Endung von *stetti* zu deuten ist, die Bildung des Gen.Sg. mit einer Endung ist an sich schon um 1400 ein Archaismus.⁸²

Von hier aus ist auf die Formen *stetti* und *stettú* zurückzukommen. *stetti* sieht aus wie die althochdeutsche Ausgangsform, auch unter diesem Gesichtspunkt ist *stettú* sicher als abgeleitet zu deuten. Als althochdeutsche Form aber sprengt *stetti* den Rahmen des 14. Jahrhunderts; schon im 10. Jahrhundert notierte Notker von St.Gallen die Endung als abgeschwächtes

⁸¹ Die umgelauteten und apokopierten Gen./Dat.-Sg.-Formen haben im älteren Schweizerdeutschen in versteinerten Präpositionalfügungen überlebt, etwa in *uf der stett* 'auf der Stelle', Id. 11, Sp. 1681f. (Bed. A1b).

⁸² Gr.Frnhd. 3, §§ 19; 26; 44: -e ist als Genitiv-Flexiv im Frühneuhochdeutschen "selten" oder "nur noch gelegentlich belegt".

<e>.⁸³ Für die Form der Handfeste gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten: Entweder hat sich in den zugrundeliegenden gesprochenen Dialekten auslautendes ahd. /i/ bis ins 14. Jh. erhalten, ohne dass dies normalerweise in den Schriftwerken zum Ausdruck käme, oder aber das auslautende <i> der Handfeste ist bloße Schreibvariante zu 'normalem' <e>.

Für die erste Hypothese scheint zu sprechen, dass sich im Alemannischen einige Vollvokale in den Endsilben tatsächlich nicht nur bis ins Mittelhochdeutsche, sondern sogar darüber hinaus bis heute erhalten haben, v.a. /i/: ahd. *hōhî*, schwzdt. *Hööchi*; ahd. *mulî(n)*, schwzdt. *Müli* 'Mühle', gegen mhd. *hoehe*, *müle*. Noch das heutige Alemannische ist also diesbezüglich altertümlicher als das klassische Mittelhochdeutsche.⁸⁴ In der Sprache der Handfeste waren noch weitere 'althochdeutsche' Vollvokale in Endsilben erhalten, etwa im mehrfach erwähnten Morph *on*; in diesem Fall hatte das Alemannische aber schon damals begonnen, die allgemein deutsche Abschwächung nachzuvollziehen. Gerade das Morph *-on* macht aber darauf aufmerksam, dass das Alemannische nur jene Endsilbenvokale erhalten hat, die im Althochdeutschen lang gewesen waren, und es hat sie nur qualitativ (die Vokalfarbe betreffend) erhalten, quantitativ (die Dauer betreffend) hat es sie durchgehend gekürzt. Beides galt schon für die alemannische Urkundensprache des Hoch- und Spätmittelalters.⁸⁵ Alem. *Hööchi* mit seinem heute kurzen auslautenden *-i* geht auf ahd. *hōhî* mit langem auslautendem *-î* zurück. Die althochdeutsche Endung in Gen./Dat.Sg. *steti* war nun aber nach allgemeiner Auffassung ein Kurzvokal und erscheint deshalb schon im Späthochdeutschen auch in Alemannien als /e/.⁸⁶ Dies spricht dagegen, die Form *stetti* der Handfeste als direkte Fortsetzung des ahd. Gen.Sg. aufzufassen.

Gegen eine Erhaltung des *i*-Vokals in der Genitiv-Endung spricht innerhalb der Sprache der Handfeste selber die Genitiv-Variante *stett* (4). Die Apokope hat im Alemannischen nämlich nur Schwa erfasst, auslautendes /i/ aber verschont, Zeugen dafür sind eben alemannische Wörter wie *Güeti*, *Hööchi* usw. Deshalb ist als Ausgangsform von *stett* sicher *stette* und nicht *stetti* anzusetzen. Die Kurzform *stett* bestätigt also indirekt das Vorhandensein der Form *stette* – die ja zu allem Überfluss als Schreibvariante (3) auch tatsächlich belegt ist. Damit verstärken sich die Argumente für die zweite Erklärung, nämlich dass es sich bei der Auslaut-Varianz <e ~ i> in der Handfeste um eine bloße Schreibmode ohne lautliche Funktion handle.

Trotzdem lassen sich auch Argumente dafür beibringen, dass hinter der Varianz <e ~ i> doch mehr als bloße Schreibmode steckt. Zwar ist die Varianz <e ~ i> am Wortende in den alemannischen Kanzleisprachen des Hoch- und Spätmittelalters häufig; dass es sich in diesen Fällen um bloße Schreibvarianten ohne lautliche Relevanz handelt, geht daraus hervor, dass in den entsprechenden Texten auch sicheres Schwa durch <i> wiedergegeben

⁸³ Ahd.Gr. § 218, Anm.2.

⁸⁴ Zur geographischen Verteilung des *i*-Ausgangs bei fem. Substantiva im spätmittelhochdeutschen Südwesten vgl. HSS, Karten 95f.

⁸⁵ B. Boesch, Urkundensprache, S. 123ff.

⁸⁶ So bei Notker Teutonicus von St.Gallen, Ahd.Gr. § 218, Anm.2.

werden kann, z.B. *mit disem briefi*.⁸⁷ Aber die Handfeste gehört nicht zu den 'Briefi'-Schriftwerken, sie beschränkt die <i>-Endung weitgehend auf *stetti*, was nun die Deutung als Schwa wieder zweifelhaft erscheinen lässt.

Hier muss endlich auch die Variante (2) mit dem Graphem <ú> in die Diskussion einbezogen werden. Dieses Zeichen steht in der Regel für kurzes oder langes /ü/: *fünf* 'fünf' (30), *lútpriester* (29). Im Auslaut ist mhd. langes /ü:/ im Schweizerdeutschen oft zu /i/ geworden: mhd. *sîniu* zu schwzdt. *syni* 'seine' (fem.Sg.). Dieser Wandel ist in vielen alemannischen Schriftwerken schon des 13. Jahrhunderts reflektiert, indem mhd. -/ü:/ durch <i> wiedergegeben wird⁸⁸ – doch die Handfeste drückt diesen Wandel in der Schrift nicht aus, altes -/ü:/ wird korrekt mit dem 'zuständigen' Graphem <ú> geschrieben: *sinú* (118). Dafür finden wir in der Handfeste viele Belege dafür, dass umgekehrt mhd. auslautendes /i/ durch das Graphem <ú> ausgedrückt wird: *wer der ist der sinú burdú [...] gemachet in dem walde* (118): Hier steht <ú> in *sinú* 'wie es sich gehört' für mhd. /ü:/, in *burdú* aber 'ungehörigerweise' für etymologisches /i:/.⁸⁹ Die Schreibung <ú> für -/i(:)/ war im Alemannischen des 13. Jahrhunderts sehr selten,⁹⁰ sie ist dagegen für das 14. Jahrhundert recht häufig bezeugt, in St.Gallen ist sie um die Jahrhundertmitte in der Mehrzahl.⁹¹

Die <ú>-Schreibung für auslautendes /i/ ist lautgeschichtlich auffällig, weil die Entwicklung im Alemannischen ja von /ü:/ zu /i/ führt, und nicht umgekehrt. Auf spontane Rundung, wie sie in der heutigen freiburgerdeutschen Mundart gängig ist, lässt sich die Erscheinung nicht nur aus zeitlichen Gründen nicht zurückführen, die moderne Rundung erfasst Nebentonvokale gerade nicht.⁹² Die <ú>-Formen der Handfeste lassen sich deshalb am besten als umgekehrte Schreibungen erklären, als Versuch, dem schweizerdeutschen Wandel -/ü:/ > /i/ zu 'widerstehen'. Diese Bemühung war in einem hochformellen Text wie der Handfeste besonders angebracht, und in den Fällen von altem -/ü:/, etwa in *sinú*, führte er auch zum Erfolg; er produzierte freilich hyperkorrekte Ergebnisse in den Fällen, wo das gesprochene -/i/ tatsächlich ein /i:/ fortführte, etwa bei *burdú*.

Diese Erklärung mag für Formen wie *burdú* zutreffen. Doch beim Gen.Sg. *stetti* ist, wie wir gesehen haben, im Alemannischen jener Zeit eher mit auslautendem Schwa als mit /i/ zu rechnen; es bestand somit kein Grund für hyperkorrekte <ú>-Schreibungen. Es muss folglich weiterhin mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass die Sprache der Handfeste im Auslaut auch die reine Schreibvarianz <e ~ i> kennt, wenn auch in sehr eingeschränktem Ausmass.⁹³ Besonders deutlich sprechen dafür die wenigen

⁸⁷ B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 124

⁸⁸ B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 131f.

⁸⁹ Ein anderes Beispiel für die Schreibung <ú> für etymologisches /i:/ ist *mulú* 'Maultier' (82).

⁹⁰ B. Boesch, *Urkundensprache*, S. 124.

⁹¹ Zumindest bei den ahd. Feminina auf *î*; s. Schmid, *St.Gallen*, S.83, wo abweichende Erklärungen angeboten werden.

⁹² Henzen, *Freiburger Mundart*, §§ 72f.; 96ff.

⁹³ Interessanterweise gehört die älteste deutsche Freiburger Urkunde von 1274 (s. Anm. 26) zu den Texten, die auslautendes <i> vorziehen. Ob die *stetti*-Schreibungen der Handfeste Nachwirkungen eines sonst obsoleten lokalen Schreibbrauchs darstellen, müsste an einem grösseren Textkorpus untersucht werden.

Wörter, welche die Handfeste entgegen ihrem sonstigen Brauch mit auslautendem <ú> schreibt, obwohl etymologisch eindeutig Schwa zugrundeliegt: *bettú* 'Bitte', *forchtú* (= ahd. *forhta*) 'Furcht' (beide 11,5). Es ist also durchaus wahrscheinlich, dass die etymologisch unerwarteten auslautenden <i> der Handfeste nicht durch eine einzige Erklärung gedeutet werden können.

Derart komplizierte Verhältnisse ergeben sich aus dem Zusammentreffen einer Menge von Faktoren. Dazu gehören die tatsächliche Variation in der gesprochenen Sprache aufgrund verschiedener, teilweise konkurrierender und variabel verlaufender Sprachwandel (Abschwächung und Apokope der Auslautvokale, Paradigmenausgleich); das zeitverschobene Auftreten solcher Veränderungen in der Schrift; zeitliche und regionale Unterschiede in den Schreibvorlagen; die Ausrichtung der Schreiber nach unterschiedlichen Schreibtraditionen (die teilweise noch sprachgeschichtlich ältere oder bereits neuere Verhältnisse spiegeln); die mehr oder weniger deutliche Abstützung auf Besonderheiten der lokalen Sprechsprache oder umgekehrt gerade der Versuch, allzu Sprechsprachliches zu vermeiden. Nur eine sehr viel eingehendere Untersuchung könnte hoffen, so komplexe Zustände zu erhellen, und sie müsste in unserm Falle auch die statistischen Verteilungen der Graphien, die Unterschiede zwischen den Handschriften und die gesamte Freiburger Schreibtradition einbeziehen.

Immerhin kann ein etwas ausführlicheres Exempel die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens vor Augen führen und vielleicht um Verständnis dafür werben, warum die Philologen so grossen Wert auf möglichst zeichengetreue Ausgaben legen.